

Der Anstauberfriedl.

Roman von Janny Kalkenhausen.

(Fortsetzung.)

Sie streckte die Hand aus und fuhr damit hinein zwischen die wogenden Halme; es durchrieselte sie dabei ein seltsam wohliges Gefühl. Dann schritt sie endlich hin aus unter Ende. Mitten unter den Arbeitern stand ihr Vater, der Reiserbauer.

Er hieß nicht so unter den Leuten; der einzige Name, mit dem ihn alle nannten, wenn sie ihn nicht direkt ansprachen, war: „Der Anstauberfriedl.“ Seitdem der Löwenwirth todt war — das mochte etwa zehn Jahre her sein —, seitdem hieß er so. Hatte bis dahin der Löwenwirth alle größeren Geschäfte selbst gemacht, die kleineren selber zum Abschluß gebracht, und mußte der Friedl bis dahin trotz aller werththätigen Beistandes, den er dem Alten leistete, mehr im Hinterhalt bleiben — so fiel nun mit einmal alle Arbeit, alles Große und Kleine, ihm zu. Er that sich jedoch nicht schwer dabei. Er war in einer zu guten Schule gewesen bei dem alten Mann.

Und eine Hoffnung der Bauern wurde zu nicht. Man hatte bei dem jüngeren Mann auf ein milderes Herz gehofft, bald aber sah man, daß er genau so gut und viel zu rechnen wußte wie sein Lehrmeister. Dabei konnten seine Dienstleute indeß nicht sagen, er wäre ein ungerechter, harter oder neidiger Herr. Er vergönnte ihnen, was sie brauchten, forderte freilich auch bei der Arbeit angestrengte Kräfte. Er sprach niemals viel, nur was er mußte; es war, als hätte er keine Freunde am Reden. Die Leute gehorchten auch so; sie wußten es alle: nur ein einziges, ungehöriges Wort, und man durfte sich für selbige Nacht noch eine andere Unterkunft suchen.

Much jetzt stand er stillschweigend da, sah bald dahin, bald dorthin. Es wurde alles seinen Anordnungen nach verrichtet, er sah es, aber sein Schimmer von Zufriedenheit breitete sich auf seinem Gesicht aus. Das erschien ihm als ein Zeichen, daß die Arbeiter sich nicht über ihn aufregten. Die Augen hatten noch ihr schönes, tiefes Dunkel wie einst, aber ein seltsames, fast fernes Geschaue war ihnen eigen, so, als wandle der Mann einem Ziele zu, das noch fern lag, seinen Augen aber schon sichtbar war.

„Vater —“ sagte plötzlich die Nani dicht neben ihm. „Vater, sollst gekommen! Es ist einer da, der mit dir reden will.“

„So?“ Gleichgültig sagte er es — er wußte schon, daß wird der Holzbauer sein, der um eine letzte Frist bitten wird. Aber die soll er nicht mehr haben.

Der Holzhandwerker, der Reiserbauer, drängt wegen der Holzlieferung; bis zum Winter muß alles geschlagen sein. Und der Holzbauer hat einen gar prächtigen Wald. Hoff so schön wie dieser da vorne, der zum Weghofgut gehört. Die dunkeln Mannesaugen schauten eine Weile still nach vorn zu den hohen, tiefgrünen Bäumen, dann flammten sie auf, wie in dem Zugluft emporgeschlagenen Flammen lobt es in ihnen. Der Wald da — ah, wenn er sein eigen sein wird! Und die Zeit wird kommen, muß kommen. So nahe schon ist er herangerückt, bis an den Rand des mächtigen Waldes, so viel hat er schon erobert — all die Acker und Wiesen da herum hat er gewonnen, eines nach dem andern, in vielen Jahren hindurch; seit zwei Jahren ist auch das große, schöne Feld da sein Eigenthum; weiter, weiter! Und er kommt ja weiter — den Weghof hat der Spielteufel zu fest in den Krallen! In ein paar Jahren — ah, gewiß, er schreitet mit Riesenschritten dem Ziele zu.

Und er lacht — ein taumelndes, fast unhörbares Lachen, bei dem die Lippen sich leicht theilen und die blühenden Zähne ein wenig hervorschimmern.

Die Nani steht noch immer neben ihm. „Kommst?“ fragt sie jetzt. „Oder soll man den Mann da heraus schicken?“

Da nickt er ihr zu. „Geh nur zu, ich bin gleich daheim.“ Dann sieht er auf einmal die nackten Füße der Nani. „Ja, was ist denn das mit dir, Dirndl? Hast 'leichts' keine Schuh daheim, die zum Anziehen sind? Willst bloßfüßig herumlaufen?“

„Der reich' Reiserbauer vergönnt seinem Dirndl nicht einmal ein Paar gute Schuh!“ Hast sie nicht schon einmal gehört, daß ich's nicht leiden mag, so ein herumlaufen?“ Er rief es ihr zornig zu, in bestigem Ton.

Das Dirndl hatte bekümmert den Kopf gesenkt, nun hob es denselben wieder und sah dem Vater freimüthig in die Augen. „Schau, mir ist halt gar so wohl, wenn ich so geh' — und daß dich die Leut' für neidisch verschrien könnten, dafür bin ich am Sonntag viel zu schön besonnen!“

„Er sprach jetzt nicht mehr so heftig wie dorthin, dennoch aber in einem bestimmten Ton, der wie ein Gebot lautete: „Aber ich mag's nicht leiden, und so thust es auch nicht mehr.“

„Nein, Vater.“ Sie ging davon, er aber wendete sich den Arbeitern zu, sagte ihnen einiges über ihre Arbeit und ging dann erst ganz langsam heimwärts. Ein leises Singen ging durch das Weizenfeld neben ihm; die

Grünen zupften, im Walde klangen süße, sanfte Vogelstimmen; er aber hörte nichts von diesen Stimmen der Natur, er lauschte auf die innere Stimme, die ihm immer wieder von dem sprach, was sein Sehnen war, vom Triumphspitzen über einen Mann und ein Weib, die er beide hasste.

Als er daheim in die Stube trat, sah einer auf der Ofenbank wie in sich versunken.

Als der Reiserbauer in der Mitte der Stube stehen blieb und nach dem

Mann sah, hob dieser endlich das

Haupt; wie ermüdet erschien das Ge-

sicht, so still waren die Züge, so aus-

druckslos und unbewegt; die Augen

hatten einen erschöpften Blick.

Einem Augenblick blieb der Mann

stumm, ohne Bewegung, dann neigte er

sich plötzlich vorwärts und sagte leise,

unruhigen Tones: „Bist gekommen?“

„Ich hab' hart gewartet. Ja, kennen

stest du mich als einen harten Gläub-

iger, aber hoffen thu' ich doch, 's Hoffen

sirbt eben nicht aus. Wenn ich halt

doch ein gutes Reichthum treffen thät' bei

dir — und bleibst nicht ganz hart ge-

gen mich. Ah, nur ein wenig was sag

mir, mein Häufel und mein

Wald!“ Die Stimme klang plötzlich

schärfer gellend im Schmerz: „Ah, mein

Wald, meinen schönen Wald!“

Wenn nachher der nimmer mir gehört,

ich weiß nicht, was ich thu'! Den

Wald laß mir, hörst? Nachst dich mit

dem andern bezahlt genug, gewiß, mit

den schönen Aekern und Wiesen! Mir's

nimm dir, all's, aber nur mein Häu-

fel und meinen Wald laß mir! Nur

gerad' das!“

Leidenschaftlich stehend klang zuletzt

der Ton, der Reiserbauer aber hatte

nur ein stummes Kopfschütteln. Sätze

ber um sein Haus allein gebeten, das

hätt' er ihm ja vielleicht zugestanden

— aber der Wald, den er brauchte des

Holzes wegen, nein, da war alles Reden

umsonst! Da ihm der Alte jetzt

die gefalteten Hände entgegenstreckte

mit einer jähren, ungestümen Bewe-

gung, da schüttelte er abermals den

Kopf.

„Ist alles Reden umsonst deiner-

seits. Ich muß mein Geld haben, was

ich dir gegeben hab', oder ich kann dir

nicht helfen.“

„Bist du so hartherzig?“ sagte der

Bauer müden, schmerzlichen Tones. „Dir

muß ja ein kleiner Herz in der Brust

stehen. Könntest mir ja überhaupt

zuwarten, die paar Jahr', die ich zu

leben hab'! Was war es für dich?

„Mit bin ich, der Kummer frisst mit ei-

nem scharfen Zahn — da magst die

Tag' zählen, die ich noch vor mir hab'.

Nach meinem Tod magst es ja an dich

reihen, 's Glück mitnimmst dem schönen

Wald! Da laß mich doch jetzt drauß!“

Und ungestüm herausfahrend, mit ei-

nem tiefenden Schmerzensruf: „Um

Gott's willen bitt' ich dich, laß mich

drauß!“

Der Reiserbauer aber war an ein

Fenster getreten; er trommelte leise mit

den Fingern gegen die Scheiben. Aber

seine Schulter hinweg fiel der

Sonnenschein in die Stube herein.

Der Holzbauer sah von seinem Sitz

aus in den großen Sonnenschein hin,

der sich auf der Diele in breitem

Streifen hingog. Sprach denn der

vort nichts? Hatte der etwa nicht ein-

mal seine Worte vernommen, weil er

sich gar nicht rührte und kein Zeichen

gab? Der Mund des Mannes verzog

sich schmerzhaft; es war ja schade, von

dem dort Gnade zu erhoffen; noch

keiner hatte sie erlangt, über Elend

und Noth schritt der dort hin mit lei-

chen Füßen.

Und jetzt, da — eine flüchtige

Stunde lang laßt und braust es in den

Ohren des Bauers, dann hört er, was

jener spricht: „Gerad' schab' ist's um

den ganz' Reden — ich kann nicht wa-

ren, ich brauch' mein Geld!“

Da ging er, der Holzbauer.

Der Friedl hörte langsame, müde

Tritte, dann ein Niederdrücken der

Klinke und wieder Schritte. Als er sich

umfah, war er allein in der Stube; die

Thür stand weit offen, der Mann hatte

auf das Schließen derselben vergessen.

Da ging er und drückte die Thür zu;

hierauf kehrte er wieder ans Fenster

zurück. Und wieder trommelte er auf

die Scheiben, trommelte und trommelte

immer härter, als wollte er damit et-

was verschreien oder überdönen, was

laut und immer lauter erklang.

Und das laute, tiefe Tönen war in

ihm, er mußte es; wie eine häßliche

Musik klang es vor seinem Herzen her-

auf an sein Ohr; aber was es bedeuten

sollte, dies Tönen, darauf mochte er

nicht hören. Er mochte nicht, es würde

schon wieder aufhören.

Unter den tiefesten Lidern her-

vor schauten die Augen des Mannes

mit dunklem, starrem Blick zum Fen-

ster hinaus. Dort draußen schritt im

Sonnenglanz ein gebeugter Mann da-

hin; die langen Arme hingen schlaff

zur Seite nieder und pendelten leise

hin und her; der Kopf hing vornüber,

als hätte er keinen Halt im Genick,

die Füße aber traten jäghend, un-

sicher vorwärts zu einem seltsam frau-

den Gang — so, als gingen sie

einen stark holperigen Pfad mühselig

dabin.

Es war zwei Tage später, als der

Weghofer Franz eilig der Kirche zu-

schritt. Er hatte sich daheim ein wenig

verspätet und fand nun schon die

Bauern und Burschen auf dem Kirz-

denplatz versammelt. Einige davon

begrüßte er, dann begann schon das

Zusammenlachen, welches die Leute in

die Kirche rief.

Still saß der junge Bursch in sei-

nem Stuhl und schaute unermüdet

nach vorwärts; jedoch sprach aus dem

Blick seiner Augen keine innige, from-

me Andacht, sondern ein verwundert

stillschauen. Da vorne in den Wei-

berflächen sah eine, von der er neulich

gar nicht so gern gesehener, wie beson-

ders schön sei. Jetzt, wo das große

hohe Kirchenfenster beim Hauptaltar

vorn die Sonne in so breitem Strahl

hereinfiel und gerade um das braun-

haarige Köpfchen dort einen so glei-

chenden Glanz warf, jetzt sah er es erst,

wie weiß das Gesichtlein war, wie hell-

rosig das Blut durch die feine Haut der

Wangen schimmerte. Die Augen aber,

die sich manchmal nach dem Seitenal-

tar da hinüber wandten, die hatten ein

so eigenes, tiefes Leuchten, als schim-

mere ein goldiger Grund von einem

klaren Gewässer herauf.

Auffstehend wandte der Franz end-

lich den Blick von dem hübschen

Dirndl hinweg. Schab' um das liebe

Dirndl! Sie fand ja doch keinen

Anwerth — als ihres Vaters Tochter!

Wenn sie eine andere wär' — ah, eine

andere, an die einer denken konnte mit

heißem Wunsch und Willen, mit ehr-

lichem Begehren! Aber um die konnte

ja nur einer kommen, dem es um ihr

Geld zu thun war, der selber zu wenig

rechtschaffen war, als daß er sich viel

um den unrechtschaffenen Erwerb des

Geldes gekümmert hätte. Und dafür:

war das liebe Dirndl so gut, viel zu

gut und viel zu sauber.

Wieder — wie neulich im Walde —

stieg ein übermächtiges, heißes Mit-

leid mit dem Mädchen in der Seele des

jungen Burschen auf. Das Herz

schlug ihm auf einmal stark und

schnell, und ein so seltsames Empfin-

den hatte er dabei — er mußte nicht,

geschah ihm wohl oder wehl oder beides

zugleich. . .

Auf dem Heimweg vom Hochamt

gestellte sich ein junger Bursch — der

Höllere Vlpl — zu Franz. „Ander“,

die denselben Heimweg hatten, hatten

sich lieber vorerst auf eine Weile ins

Wirthshaus gesetzt, eh' sie heimgingen;

und so schritten nur ein paar Weils-

leute mit flinken Füßen und noch flin-

keren Jungen vor den beiden Burschen

dahin.

„Hast ihn gesehen, unsern Grafen im

Land?“ fragte der Höllere Vlpl auf

einmal, nachdem er eine Weile stumm

dahingegangen. „Ich glaub', du bist

gerad' bei der Kirchentür gefanden,

wie er herausgegangen ist.“

„Wen meinst?“ „Göhrnd fragte es

der Franz. „Den Reiserbauern

leicht?“

„Ja, den! Den Teufel in mensch-

licher Gestalt! Den Blutsauger! Den

der Herrgott verdammen mög!“ Bei

den zornig hervorgestoßen Worten

hob der Vlpl den Arm und drohte mit

der Faust in der Richtung gegen das

Reiserbauerngut hin.

„He du, he du!“ sagte der Franz

erschrocken. „Wer wird denn einen

verdammen! Hat er dir denn so arg

viel angethan, daß du wie ein Wü-

sthenber tust?“

„Mir?“ Der Vlpl lachte. „Mir

hat er sonst nichts gethan, als daß ich

meinen Bruder, der 's Wathausen

hat, schon zweimal hab' loskaufen

müssen von ihm. Zweimal hat er ihm

tausend Gulden geliehen, jed'mal ist's

beinahe auf zweitausend Gulden ange-

wachsen unter ein paar Jahren. Das

hab' ich jed'mal gelohnt. Jetzt ist

schon mein ganzes Verfaß, 's Erpforte

von fünf Jahren und mein Erbtheil,

zu End'. Wenn's noch einmal sein

sollt, das Loskaufen, dann — ja,

dann muß ich halt 's Elternhaus da-

hingehen lassen, wo's eben hin mag.

Und wenn's in die Donau lau-

fen sollt,